



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Merz, Heinrich: Münchens Kunst und Künstler : zwölf Briefe : zehnter Brief.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Münchens Kunst und Künstler.

Zwölf Briefe

von

Dr. Heinrich Merz.

Zehnter Brief.

Rückkunft von Augsburg. — Münchner Bierleben. — Eine Procession. — Otmüller's Kirche in der Vorstadt Au. — Warum stellten die Baumeister des Mittelalters ihre großen Gebäude in so enge Winkel? — Die griechische Baukunst. — Der Olymp und Christus auf den Bergen. — Die Frömmigkeit unserer Zeit. — Das Innere der Augsburger Kirche. — Die Religion und ihr Verhältniß zum Schönen. — Widerwille der Vorstädter gegen die jungen Schönheiten ihrer neuen Kirche. — Die Kunst hilft der Religion nicht auf. — Deutsche Baukunst, italienische Malerei. — Das Unschöne in religiösen Bildern ist gerade das Religiöse. — Die Franciscaner und das beste Brau-
bier in München. —

Augsburg, wohin wir einen Ausflug gemacht hatten, lag mit seinen alten Erinnerungen und seinem neuen frisch darauf los arbeitenden und handelnden Gewerbsleben hinter uns. Aber wir weilten im Geiste noch in dem mächtigen Dome, wir suchten uns noch in die Herzen hineinzuempfinden, welche vor drei Jahrhunderten in dem großen Reichstagssaale dem Bekenntniß der Freiheit entgegenschlugen; wir steckten unsere kegerischen Köpfe noch durch das Luther-Pförtlein, durch welches die fromme Volksfrage den Reformator mit Teufels Hilfe ent schlüpfen läßt; wir gedachten der Welsler und Juggen, welche mehr waren, als Rothschild; wir besahen uns den Mann, der mit drei Kreuzern in ärmster Blöße seiner schwäbischen Heimath den Rücken kehrte und nun mit Millionen den ersten Bankherren Augsburgs sich anreihet; wir hörten noch die eisernen Schnellpressen am ewigen Ruhme des alten, ehrlich-schlauen Cotta arbeiten; kurz, wir waren noch mit ganzer Seele in der Augusta Vindelicorum, als wir schon weit über Wasser, Feld, Moor und Wald dahingeflogen und bald auch an den Thoren waren, die ein kleines schwar-

zes Mönchlein im Wappenschilde ziert. Die Eisenbahn hat Augsburg zur Vorstadt Münchens gemacht. Fünfzehn Stunden des langweiligsten Weges in zwei Stündchen, für die man nicht genug Augen und Sinne hat, — was wollen Sie mehr oder vielmehr weniger?

Es war schon ziemlich spät, als wir wieder in München ankamen, aber wir benützten den schönen Abend, um noch einen Gang durch die Stadt zu machen. Eine kurze Abwesenheit schärft immer den Blick. Wir gingen die ganze lange Straße durch die Altstadt hindurch, ohne durch irgend ein Gebäude von besonderer Größe und Schönheit angeregt zu werden. Nur die mächtige Fronte an Pschorr's, des alten Bierkönigs, Palast zieht Sinn und Gedanken auf sich. Vor Kurzem erst gestorben, hinterließ dieser Mann seinen beiden Söhnen ein Gewerbe und ein Capital, womit sie den ganzen Adel Münchens aus dem Felde schlagen könnten. Wie ein Märchen klingt es, wenn man sich erzählen läßt, was in diesem Brauhause Jahr aus Jahr ein für das Wohl der Menschheit geleistet wird. Oder was gehört wohl dazu, bis jährlich eine Summe von etwa hunderttausend Gulden nur allein zur Bestreitung der Abgaben für das erzeugte Bier erübrigt wird? Und Pschorr ist nur Einer von den vielen „Bräu,“ die durch den Münchner Bierdunstkreis als Sterne erster Größe funkeln. Da müssen Sie freilich mit hinausgehen zu den Kellern, den mit Wall und Graben umringten, für eine Garnison von Tausenden wohleingerichteten „Bierfestungen,“ in welchen sich unter doppelten Gewölben Bierfaß an Bierfaß reiht, um den lebendigen Bierfässern droben unter Gottes freiem Himmel vom Mai bis zum October den göttlichen Inhalt zu geben. Und wenn's zu früh, oder wenn's zu spät im Jahr oder am Tage für das Zechen im Freien ist, so dampft und schäumt und lärmt es auf jedem Schritte von einer Bierstube, einer Hausflur nach der andern aus hundert und tausend Seideln unserem durstigen Herzen entgegen. Ich sagte „lärmt“ — nicht die frohentzügelte Lust aber jubelt heran, nicht Sang und Klang läßt die entbürdeten Geister zu heiterer Festesfreude entschweben, nicht versteckt sich der kleine Kobold unter Tisch und Bänke, um neckisch mit Spas und Witz die Funken des Geistes in den massigen Stoff zu werfen und mit elektrischem Feuer die dunkle Fluth dieses süßen braunen Meeres zu fröhlichem Schau-

spiel aufleuchten zu lassen. Nicht das lärmt entgegen, wohl aber das Klappern der zinnernen Deckel auf den ungezählten Biergläsern, das Gewoge und Getümmel der sich aus- und eindringenden Kunden; das Streiten und Kämpfen um Sitz und Stimme in dem geheimen Rathe Gambrius's. Das ist keine Kleinigkeit hier, sein täglich paar Duzend Seidlein nach Herzenslust zu genießen — im Schweife Deines Angesichts, im Sturm und Drang von Muskeln, Knochen, Menschen- und — Stuhlfüßen sollst Du Dein Bier trinken, Du guter Münchner!

Kein Wunder, wenn Du den argen Fluch zu sühnen suchst und am andern Morgen Buße thust für die Sünde, der Du den Abend zuvor verfallen bist. Ach, der Morgen ist so frisch heilig. Was für seltsame Töne bringen von der Straße herauf? Sehen Sie, dort biegt aus dem engen Gäßlein von der großen Frauenkirche her, singend und betend, Fahne, Kreuz und Priester voran, ein großer Zug hervor, der nach dem wunderthätigen Marienbilde zu Alt-Deiting seine Richtung nimmt. Aus der dichtgedrängten Kirche heraus entfaltet es sich paarweise in unabsehbarer Reihe, die Männlein voran, dann die Weiblein in weit größerer Anzahl, mit Weihkerzen, Paternostern, Gebetbüchlein und tüchtigen Brodkörben versehen. Es ist eine lange Reise, drei bis vier Tage hin zu dem Gnadenort und eben so viel zurück. In gewissen Distanzen sagt ein Mann oder eine Frau den im Zuge Folgenden die Litanei laut vor und im Chorus fallen hundertstimmig die Andern auf je eine Reihe heiliger Namen mit einem unisonen „Bitt für uns“ ein. Dazwischen hinein wirft man sich vorwärts, rückwärts und zur Seite Grüße und Blicke zu, bald hier, bald dort springt Eins aus der Reihe, um für Gebete und Messen Aufträge zu geben oder zu nehmen. Die dienende Classe ist besonders zahlreich vertreten; sie haben die Weihgeschenke an Ort und Stelle und dafür einige Messen und den Segen der Mutter Gottes mit nach Hause zu bringen. Es hat sich ein eigener Wallfahrts-Verein gegründet, der es übernommen hat, so weit es möglich, die Andacht innerhalb der polizeilichen Schranken und diesseits des öffentlichen Aergernisses zu erhalten.

Ein wirklich schönes Zeugniß religiösen Wollens und Könnens ist das, was sich die Münchner von dem seligen Ohlmüller auf den schönen freien Platz der Vorstadt Au hinstellen ließen. Freilich wollte

man mir unter vier Augen in die Ohren sagen, daß die Münchner lieber das Kirchenbauen unterließen und ihr liebes Geld dafür in der Börse behielten. Die Zeit ist auch ihnen vorbei, wo sie sich an dem Vers erbauen mochten: „Wie das Geld in dem Kirchenkasten klingt, alsbald die Seel' in den Himmel springt.“ — Die Kosten des Baues überstiegen die Kräfte der nicht wohlhabenden Vorstadt-Gemeinde, wie ich vernehme. So geht es in unserer Zeit; wo Fähigkeit vorhanden wäre, da sind die Mittel nicht da, und wo man die Mittel aufzutreiben wüßte, da fehlt es an der ideellen Voraussetzung.

Dhlmüller hat auf geistvolle Weise die mittelalterlich-deutsche Baukunst reproducirt. Ein allerliebstes Kirchlein — und doch wie mannigfach im Aeußern und Innern nicht ganz befriedigend. Die durchbrochen sich aufrankende Thurmspitze ist das Schönste und Gediegenste. Aber bei dem Mangel von Seitenschiffen ist die Westseite, aus der sich das Thürmchen unmittelbar erhebt, zu schmal, zu schnell aufgeschossen und daher ohne innere Beruhigung und Sättigung. Das Ganze, wie es auf dem großen freien Plage steht, entbehrt des Grundes und Rückhaltes und sieht eher einem der kleinen Spielzeuge gleich, aus denen die Kinder sich Städte und Dörfer zusammensetzen. Wenn unsre Alten ihre Dome rings mit Buden und Häuserreihen bis zur Unzugänglichkeit umschlossen, so ist diese Auer Kirche doch gar zu einsam und zu weit der profanen Nähe entrückt. — Warum doch die mittelalterlichen Baumeister ihre ungeheuren Gebäude in so enge Winkel stellten? Da es fast immer geschieht, und mir ist in der That keine einzige Ausnahme bekannt, so kann es wohl kein bloßer Zufall, kein bloßer Ungeschmack sein, es muß ein Princip dahinterstecken. Und ich denke, es lassen sich Gründe finden, die nicht bloß von der mittelalterlichen Einheimerei, dem engen Zusammenschluß überhaupt herzuleiten wären, wornach das gemüthliche Volk auch recht eng und warm um den Gott und den Heiligen sich herandrängen mochte. Es hängt, wie mich dünkt, mit dem ganzen Baustyl zusammen, der eben der lebendigste Ausdruck und die mächtigste Darlegung des mittelalterlichen religiösen Sinnes war.

Der Grieche, der im Diesseits lebte, seine Götter um sich auf allen Wegen und Stegen wußte, mochte sich im heiteren Behagen auf den weiten Gefilden ergehen, wo unter dem Fußtritt der Gott-

heiten Blumen sproßten und Früchte reiften. So dehnte sich Blick und Streben in genüssliche Breite — auf leichtgeschwungenen Säulenreihen dehnte sich eben und scheinbar mühelos, nicht schwer in die Höhe steigend, nicht lästig in die Tiefe drückend, das leichte, vielgliedrige Gebälke des griechischen Tempels in die wagerechte Linie. Dieses gemächliche Ausbreiten, dieses freie Sichgehenlassen durfte sich nicht wieder beengen und beeinträchtigen lassen durch den Druck der umgebenden Nähe. So fand sich der Tempel am liebsten auf großen Räumen, auf Anhöhen ein, wo er ungeirrt und ungetrübt in die Runde schauen und sich schauen lassen konnte.

Nicht auf die Berge stieg der gothische Bau, er stieg wie das Christenthum herab in das irdische Jammerthal, wo die Creatur nach Licht und Leben, nach Frieden und Freiheit seufzte. Die Götter Griechenlands saßen selig und heiter, eines Hephästos in unauslöschlichem Gelächter sich freuend auf dem Olympos und stiegen mit einander herunter nur, um bei den seligen Aethiopen zu schmausen. Christus war auch auf dem Berge der Verkürung, aber er blieb nicht da, wo es so gut war, daß die Jünger gern Hütten gebaut hätten, ihm eine, Mose eine und Elias eine; als er das andremal einen Berg bestieg, that er's, um von dem Berge herab dem armen Volke die Seligkeit zu predigen; auf dem Delberg aber rang seine Seele mit Gott im Anblick der schuldbeladenen Menschheit und droben auf Golgatha hauchte er sein göttliches Leben aus für die, die ihn aus ihren Reihen stießen. Er wollte der Erde gehören gleich den übrigen Niedriggeborenen, um sie zum Himmel emporzuheben. Er wollte menschlicher sein, als die sinnlich-menschlichen Göttergestalten Griechenlands, um die Menschen göttlicher zu machen. So stellte er sich wirklich und lebhaftig in die Reihen der Menschheit, dicht an sie heran, aber hoch über sie hervorragend, daß sie demüthig, gläubig die Augen zu ihm aufschlagen und in ihm und von ihm und durch ihn sich den Weg zum Vater zeigen lassen sollten.

Ist nicht der deutsche Dombau gerade auch darin sinnbildlicher Ausdruck dieser Idee? Stehen diese Wunderbaue nicht in der engen Umgebung von dichten Straßen- und Häuserreihen, wie Christus in der Mitte des Menschenthums steht, um ihre gemeinsame Spitze, ihren gemeinsamen Mittelpunkt im Streben nach oben zu bilden? Nicht aus der Ferne will Christus gesehen werden, sondern in näch-

ster Nähe. Dieses Licht und Freiheit strahlende Auge, diese Segen verkündenden Lippen, diese unmittelbare, lebensvolle Darstellung himmlischer Güte und Heiligkeit, göttlicher Milde und Hoheit gegenüber von Freund und Feind soll von Angesicht zu Angesicht, Auge in Auge geschaut werden. Deswegen ist nur ein unmittelbarer, in kindlicher Liebe nur „anschauen wollender,“ wie Schleiermacher sagt, in Demuth nur Ihm die Ehre gebender Glaube der rechte und wahre. Wer den Standpunkt wechseln und unter verschiedenem Gesichtspunkt ihn betrachten — wer auf und über ihn reflectiren will, für den ist er nicht vorhanden.

So will auch der Dom, indem er sich in die dichten Reihen der menschlichen Umgebung stellt, nur einen einzigen Augpunkt zulassen: gerade an ihm hinauf soll der Blick sich in das Auge Gottes, in den Quell- und Mittelpunkt von Zeit und Ewigkeit erheben. Darum hat der gothische Thurm die römische Kuppel durchbrochen, weil es um die eine unverrückbare Spitze und Mitte aller Betrachtung zu thun war, die durch kein behagliches Umherschweifen von Sinn und Gedanken zersplittert und zerstreut werden sollte. Darum hat der Thurm, hat der ganze Bau selbst seine eigene Masse durchbrochen, daß nirgends der Blick genüsslich am irdischen Stoffe haften bliebe, sondern damit er von Säule zu Säule, von Blume zu Blume, von Gestalt zu Gestalt, von Spitze zu Spitze kletternd, nur bei dem Einen, was Noth ist, geruhe. Aller Eindruck, alle Bedeutung ist nur für die Nähe da; je ferner gesehen, desto mehr tritt die Masse, die Schwere des unlebendigen, uns wenigstens bedeutungslosen bloßen Obelisken- oder pyramidenartigen im Thurme heraus, während das hohe, dunkle Langhaus einem düstern Grabeshügel ähnlich wird.

Wie der Bau, so war der Genuß ihrer Dome unsern Vätern ein religiöser. Von der Erde aufwärts zum Jenseits strebend, sollte die weite, breite Erde nicht Gegenstand einer behaglichen Augenweide sein. Man sollte den Weg zum Himmel nicht als etwas Leichtes und Bequemes ansehen, die Leiter sollte nicht in sanfter Neigung, sondern in gerader Höhe angelegt werden, das Auge, der Nacken, der Rücken, der ganze Mensch sollte um die Erreichung des erhabenen Zieles sich schon die harte Mühe kosten lassen. — Da freilich unsere Zeit! Ganze Straßen werden weggerissen, ganze

Quartiere vertilgt, um Zugang und Ansicht freier und bequemer zu machen. Große Plätze sucht man ringsum zu ebnen, damit die Kirche hübsch umgangen werden kann, damit man die schönsten Punkte finden möge, auf denen sie sich uns am besten präsentiert; damit man, der lästigen Gottesnähe ledig, aus der ruhigen Ferne an dem kühnen Schlinggewächse auf- und nieder-, herüber- und hinüber-schweifen könne.

Alles dies Grund und Folge total veränderter Religiosität. Weil unsre Alten ihre Andacht sich sauer werden ließen, gewannen sie auch aus ihr die süße Wonne seliger Befriedigung. Weil sie sich nicht scheuten, die jähe Leiter zu ersteigen, gelangten sie auch auf geradem und kürzestem Wege zum Ziel. Weil es ihnen nicht zu beschwerlich war, mit zurückgeworfenem Nacken zu der Spitze aufzublicken, konnten sie von ihrem Gotte weg auch so aufrecht und gerade, so stolz und würdevoll in's Leben treten. . . . Ihr aber, seitdem Ihr diese Gottesbauten so sorgfältig der Berührung des sie Umgebenden zu entziehen begonnen habt, begnügt Euch entweder mit genüßlichem Zuschauen aus der Ferne, das Ewige an Raum und Zeit, den Himmel an die Erde, die Religion an die Kunst, den geraden Glauben an schiefes Wissen verkaufend; oder Ihr gehet gleichgiltig daran hin, darum her, davon weg, so schnell wie möglich über die breite Straße zu dem nahen Markte, zu dem Wirthshaus eilend; oder auch schleicht Ihr, vor dem Großen Euch scheuend, vor dem Tüchtigen Euch schämend, mit gesenktem Blicke einher, um kopfhängend wieder einen Ort zu verlassen, von dem Ihr nichts Lebenskräftiges, nichts Seelenfreudiges, nichts Wirkungsfähiges mit hinwegnehmet, weil Ihr Nichts herzubrachtet, weil es Eure stolze „Demuth“ war, als Nichts herzu zu kommen.

Das ist die Frömmigkeit unserer Zeit. Und nicht sowohl das beweist für ihren Untergang, „daß wir keine Kirchen mehr bauen können“ — Ohlmüller, Heideloff und ihre kunstreichen Genossen verstehen es, wie Figura zeigt — sondern vielmehr darin liegt der Beweis, daß wir sie so einsam und verlassen in die Weite und Ferne stellen, als wären sie etwas von uns Ausgewiesenes und Abgeschiedenes, als fürchteten wir uns ihrer Nähe, als möchten wir sie nicht als Mittel- und Gipfelpunkt unseres eigensten Lebens und

Strebens bei und über uns wissen, als wollten wir sie für etwas — Heiliges halten.

Das Heilige will nicht in die Ferne gerückt sein, es verlangt die nächste Nähe, wie das Geliebte; den Ehrenplatz im Hause einnehmen, am Busen hängen will es; der innigsten Erfassung und Umarmung gibt es sich am willigsten hin. Beides, das Heilige wie das Geliebte muß ein Wirkliches, ein Gegenständliches sein, daher verkörpert jede Religion die Bilder ihrer Phantasie in leibhaftige Gestalten, darum begnügt sich das christliche Herz nicht mit der Idee des Göttlich-menschlichen, sondern will das Wesen Gottes leibhaftig in seinem gegenwärtigen Christus schauen. Die Phantasie braucht für die Zauber ihres Idealisirens die Entfernung, das Gemüth verlangt für die Wonne seines Genießens Angesicht zu Angesicht. Darum zog das Volk Jehovah's alljährlich in Masse auf den Zionsberg, den Berg seiner Heiligkeit; darum flutheten die Völkerschaaren zum heiligen Land und Grab; darum sucht der Moslem so gut seine Kaaba als der katholische Christ seinen Gnadenort auf. — Wir aber entrücken das Heilige der unmittelbaren Berührung, wir schließen die Kirchenthüren und schlingen Ketten um den heiligen Ort, damit er vor unheiligem Andrang bewahrt bleibe, und während die Glocken läuten, setzen wir uns — wenn's hoch kommt — in den Lehnstuhl und lesen ein Kapitel in den Stunden der Andacht, Andern die Unterhaltung in den kalten, dumpfen Mauern gönnend.

Es ist eitel Täuschung, Selbstbetrug vorerst und dann auch Lüge. Was Ihr von Euch absperrt, ist in Wahrheit das Unheilige, das, was Ihr nicht zum Kern und Inhalt Eures Lebens haben und brauchen wollet, wovor Ihr Euch verwahrt, damit Ihr in Eurem Wesen und Treiben, in dem, was Euch wahrhaft heilig ist, was Euch wirklich als Höchstes gilt und lebendig anregt, durch jenes Fremde, Unverständne, Abgestandne nicht gestört und getrübt werdet. Das Wirthshaus, Theater, Museum soll täglich stundenlang offen stehen; wenn die Kirche Sonntags nur eine Stunde Euch fassen will, ist's schon zu viel und zu langweilig. „Kann zu Hause auch fromm sein!“ —

Doch was werden Sie sagen? Sie verlangen in das Innere zu treten und die schönen Glasgemälde, die Kunst und Schönheit

der innern Kirche sinnig zu betrachten und ich halte Sie mit meiner Reformationspredigt in der unglückseligen Ferne!.. Treten wir ein, es schwebt eben abendliches Dämmer um die leicht aufstrebenden Säulen, welche die kunstreichen Kreuzgewölbe tragen: ich hoffe nicht, Sie für die romantische Stimmung, die aus dem Heiligthum Ihnen zueilt, unbrauchbar gemacht zu haben. — „Gewiß nicht; aber wenn nur nicht Alles so neu, so erst von dem ungläubigen Gestern und Heute her wäre, wenn mir nur geschwärzte Mauern, dunkle Pfeiler und Gewölbe in die alte gutkatholische Anschauung zurückverhülften. Auch finde ich den Chor durch das Altarwerk auf drückende Weise verengt, kein Umgang ist da, für Gang und Blick ist der Kiesel des Geheimnisses zu plump vorgeschoben. Und dann der ganze neue Aufputz an Madonnenbild und Kanzel, an Orgel und Altar, an Sigen und sonstigem Geräth, es kommt mir Alles so gemacht, Alles nur wie — ein übertünchtes Grab vor. Und wenn ich die wunderschönen Glasgemälde mit ihrem vollen Glanz, mit ihrer idealen Schönheit in Zeichnung und Farbe auf mich wirken lasse und den Lebensgang der göttlichen Mutter durch alle ihre Freuden und Leiden hindurch vor den entzückten Sinnen in Farbe und Bild erblühen lasse, so spricht mich das so heiter weltlich an, daß ich im Genusse dieser wiedererstandenen Kunst Alles, nur nicht das religiöse Element erkenne.“

„Da haben Sie es. Ja, auch Sie sind angesteckt von dem modernen Gifte. Wie das Volk da ganz anders noch, Gott sei Dank, zu seinem Glauben sich verhält. Anfangs freilich hatten sie gar keine Freude an den neuen schönen Kunstgebilden, ihre alten, schlechten Bilder waren ihnen lieb und werth und gut genug. Nicht das Schöne braucht ja die Religion, ein Raphael ist ihr zuwider und ist ihr größter Feind sogar; denn er leitet Sinn und Gemüth heimlich und heuchlerisch aus der Kirche in die Welt, vom Geist in das Fleisch hinüber. Das religiöse Gemüth verlangt nur einen Gegenstand, dem es schlechtthin Wunsch und Bitte, Gefühl und Herz, Seele und Leib zum Eigenthum übergeben könne. Wie auch ein liebendes Herz sich an einem unschönen, von der Natur verwahrlosten Gegenstande seiner Sehnsucht weder stößt noch seiner schämt, sondern sich ihm erschließt und übergibt, wenn es nur an ihm ein Ziel seiner Sehnsucht, eine Begrenzung seines Triebes zum Andern, eine Verdoppelung seines Wesens gewinnt.

So mochten unsre Auer anfangs gar nicht gern in ihre neue, schöne Kirche gehen, sie hatten keine Freude, keinen Glauben an diese jungen Schönheiten. Und erst, als sie sich an den schönen Anblick gewöhnt hatten, als ihnen die schöne Erscheinung etwas Gleichgiltiges, Alltägliches, Gemeines, mithin Unschönes geworden war, als sie dieselbe nicht mit den Augen der idealen Kunst, sondern mit ihren Augen als Ihresgleichen betrachten konnten, als sie es nicht mehr wie ein unendlich ihnen Entrücktes, in das ferne Gebiet idealer Schönheit aus ihrem Gebiete sie Hinausziehendes vor sich hatten, als es durch die Alltäglichkeit real und gegenwärtig, des schönen Scheines entkleidet ward und Körper, Dasein, faßbare Gegenständlichkeit genug gewonnen hatte, um das anschauende Ich sich nicht in der Idealität verlieren zu lassen, sondern es durch tüchtig materiellen Gegenstoß ihm und seiner gewohnten Wirklichkeit wiederzugeben — erst seitdem kann das Volk sich damit befreunden und Sie sehen es da zu der neuen mater dolorosa eben so andächtig den Rosenkranz erheben und vor der jungen Madonna eben so gläubig knien, wie zu der frühern.

Es ist daher geradezu falsch, durch die Kunst der Religion aufzuhelfen zu wollen. Jede hat ihr eignes Gebiet, ihre eigne Frömmigkeit, denn jede repräsentirt auf eigne Weise das Göttliche im Irdischen. Die Schönheit zieht wohl auch zu Gott hin, aber von dem kirchlichen, dem christlichen, dem vorzugsweise religiösen Gott zieht sie ab. Es ist leicht, das a priori darzuthun, nachdem die Geschichte es a posteriori bewiesen. Oder war der Blüthengang der sogenannten christlichen Kunst auch zugleich der Blüthengang des christlich-religiösen Geistes? War Raphael's Zeit die religiöseste, weil sie die kunstreichste war? — Oder war sein blühendes Heidenthum nicht vielmehr ein Beweis für die Gesunkenheit des alten Glaubens und der frommen Sitte? Begann die Reformation dagegen nicht mit einem Bildersturm, und waren die Reformatoren nicht sammt und sonders im tiefsten Herzensgrunde bilderfeindlich?

„Sie waren es, weil mit den Bildern Abgötterei getrieben wurde; wofern sie kein Gegenstand des Cultus wären, duldeten, ja forderten sie dieselben wohl.“ Ganz Recht. Aber wenn die Schönheit, die Kunst nur als Cultus genossen werden kann, wenn sie

nothwendig, weil in ihrer Weise zu dem Göttlichen führend, von dem dogmatisch und ethisch Religiösen abführt? Die Sache ist einfach. Die Religion ist Sache des Herzens, des Gemüthes, mit einem Worte des innersten Ich. Sie soll dem in sich zerworfenen und verstorbenen Wesen Halt, Kraft, Frieden und Freude geben, sie soll ihm geben, was ihm fehlt, es erfüllen mit neuem Inhalte, dem unsichern, unruhigen Gewissen einen neuen gewissen Geist, dem dürftigen Dasein überhaupt Leben und volle Genüge geben, es segnen mit allerlei geistigem und Leiblichem Segen. In der Religion will der Mensch etwas — sein, werden, gewinnen, erhalten. So ist sie wesentlich und letztlich Sache des Willens, nicht sowohl des Fühlens und Denkens; sie ist ein praktisches Verhalten des in sich leeren und nichtigen Menschen zu seinem höchsten Gute. — Die Kunst aber ist Sache des innern und äußern Sinnes, der Phantasie, nicht des Begehrens und Wollens, sondern des interesselosen Schauens, sie ist das heitre Genügen eines in sich geeinigten, gesättigten, harmonisch-erfüllten Wesens; nicht der harte Ernst der Bedürftigkeit, sondern der flüssige und flüchtige Genuß daseiender Fülle; sie ist kein Kampf, sondern ein Spiel, kein Schmerz des Entbehrens, sondern heitre Freude glücklichen Besitzes — sie ist, mit einem Worte, nicht praktisches, sondern theoretisches Verhalten des in seiner Gegenwart befriedigten und aus deren Fülle sich ergänzenden und erklärenden Menschen.

So unterscheidet sich die Religion von der Kunst wie Seinsollen vom Sein und es ist natürlich, daß wer im Seienden ein Seiender ist, mit dem Soll sich Nichts zu thun macht, während der dem Soll verschriebne um das Sein sich nur als um ein Aufzubeubendes kümmern darf. Der Grieche in der ungebrochnen Einheit seines gesammten Seins war der Mann der Kunst; der Germane, der im harten Kampfe sein ganzes altes Dasein sich zerbrechen und ein ganz neues an die Stelle setzen mußte, ist der Mann der Religion. So blieb der griechisch-römische Geist der Geist der Kunst im christlichen Mittelalter, einen heitern Dienst des Seins und Scheines ühend, während der germanische Geist sich an die Aufgabe der Geschichte, an das Soll der Zukunft machte. Und bedeutsam genug, hat innerhalb der bildenden Kunst der deutsche Geist das ihm vorzugsweise als Erbtheil griechisch-römischer Ueberkommenschaft

zugefallene Gebiet der religiösen Architektur anzubauen übernommen, während er im Gebiet der Malerei zwar bald anfang, aber auch bald vor dem Ziele aufhörte und so trotz aller Herrlichkeit gegen Italiens Ideale stets ein Stümper blieb. Denn gerade in der Baukunst findet innerhalb des Kunstgebiets vorzugsweise noch jenes praktische Verhalten, das die Religion ausmacht, seinen Anschluß. Wohl entwirft der Meister den Plan und leitet das Werk, aber es ist von seinem Beginn an ein gemeinsames, das ganze Volk steuert bei, das ganze Volk regt die Arme zu mittelbarer oder unmittelbarer Förderung des frommen Werkes. Nur durch dieses thatkräftige und lebendige Zusammenwirken wird es möglich. Dadurch ist und wird die Erbauung des Gotteshauses zugleich zur religiösen Erbauung. Und auch der Genuß des vollendeten Werkes ist eine Arbeit, ja eine Mühe und es kostet Anstrengung, sich in der Betrachtung Fuge an Fuge, Bild an Bild, Säule an Säule zu reihen, um so von dem Einzelnen zum Ganzen, von dem Grunde bis zur Spitze zu gelangen. Ein rechtes Betrachten und Genießen solcher Bauten ist recht eigentlich ein auf's Neue Bauen, ein Nachconstruiren, eine Wiederholung des ersten Baues.

Aber das Gemälde verlangt Nichts als einen freien, offenen Augenblick, ein reines, ruhiges Anschauen; es soll Nichts in ihm gesucht werden, was sich nicht von selbst darbietet, man soll Nichts dazu hin, Nichts davon weg thun, man soll überhaupt Nichts dabei, Nichts davor thun, man soll sich nicht activ und praktisch, nur passiv und theoretisch dagegen verhalten. Schon die Technik entzieht sich aller auch nur ideellen Mitwirkung; wir, so wir nicht selber Künstler sind, sehen das Werk nicht anfangen, werden und sich vollenden, wir können es uns in seinem Entstehen nicht reproduciren, es steht mit Einemmale fertig und vollendet in seiner Zauberwirkung vor uns da. In sich abgeschlossen und befriedigt, ladet es zu ruhigem Genuße, zu seliger Versenkung in den Fluß seiner Linien, in die Flucht seiner Farben, die im rechten Moment gesehen werden wollen. Auch das plastische Kunstwerk ist so in sich geschlossen und fertig, daß kein Mit- und Nacharbeiten möglich ist, und fast noch mehr, wenn es, wie im Mittelalter, durch vollständige Bemalung der Malerei noch näher gerückt wird. — So ist dieses Anschauen ein unmittelbarer Genuß des Daseins und der Gegenwart; es läßt

über dem Sein das Werden, über dem Augenblick die Ewigkeit vergessen. Licht und Dunkel, Geist und Fleisch, Ewiges und Zeitliches ist in dem Kunstwerke so unmittelbar geeinigt, durchfließt sich so harmonisch, daß ein harmonisch gestimmtes Gemüth sich wohl mit seliger Lust in die klare, widerstandslose Flut versenken kann, aber ein in sich zerworfenes, unglückliches und bedürftiges keinen Halt, keinen Anschluß, keinen Trost darin finden, sondern mit seinem unendlichen Jammer in dieser unendlichen Heiterkeit versinken und vergehen müßte. Nicht das Glück, nicht der Friede und die Freude ist ja dem Unglücklichen Trost, sondern das Mitdulden, das Mitleiden. Darum ist der leidende und sterbende Heiland, der duldende und blutende Märtyrer der Gegenstand, aus welchem ein zerschlagenes Herz Kraft und Heil gewinnt. Darum entspricht die Kunst dem katholischen, dem christlich-religiösen Andachtsgeiste nur, wenn sie Leiden, Sterben, Blut und Marterthum vorführt, wenn sie das Häßliche und Unschöne darstellt, — wenn sie von sich selber als schöner Kunst abfällt. Darum ist es der religiösen Andacht gleichgiltig, ob ihr Gegenstand in schönem Gewande sich vor sie stellt oder nicht; ja das Schöne, also Harmonische, Befriedigte, Verklärte im Bilde ist ihr eher hinderlich und störsam, sie sucht es wenigstens durch die Gewohnheit der Alltäglichkeit abzustreifen, um auf den Kern, auf das Leiden und Sterben zu kommen, an dem sie sich selber schauen, an dem sie sich des Mitleidens versichern und an dieser objectiven Selbstanschauung sich wieder zurück erhalten kann, erfüllt mit göttlich-menschlichem Trost und Heil.

Wohl mag das Gemüth, wenn es nur erst das Eine, was Noth ist, Friede und Seligkeit, gewonnen hat, dann auch in dem Frieden und der seligen Wonne, die aus dem Andern ihm entgegenblickt, sich spiegeln. Wohl mag es dann auch den triumphirenden Heiland, die freudreiche, zur Herrlichkeit erhobene Mutter Gottes betrachten — aber wie lange, wie sehr kann es dieses? Drückt nicht dieser Leib des Todes, dieses Fleisch der Sünde, diese Erde der Vergänglichkeit immer auf's Neue auf Herz und Gewissen, ist nicht immer neues Bedürfen und Entbehren, also immer neuer Schmerz und Kampf, neue Arbeit und Mühe um das Nöthigste da? Also darf es sich nie recht und voll der Freude und dem Genuße überlassen — es darf der Erde und ihrer heitern Schönheit

niemals wahrhaft huldigen. Thut es dies dennoch, schießt es mit dem einen Auge nur, oder blickt es gar mit beiden Augen nach dem Genusse des schönen Daseins, so hat es aufgehört, im wahren Sinne religiös und christlich zu sein.

Habe ich nun Recht, wenn ich behaupte, durch die Kunst könne der christlichen Religion nicht aufgeholfen werden? Die Kunst hat ihre eigene Religion, aber die ist für den „hellenischen“, nicht für den „nazaräischen“ Geist. Wenn daher im dogmatischen Protestantismus und Katholicismus Stimmen und Bestrebungen zu Verschönerung von Kirche und Cultus durch die Kunst rege werden, so ist das ein um so stärkerer Beweis für den Untergang des specifisch-christlichen Bewußtseins, wenn es von denen herrührt, welche „kirchlich“, welche vorzugsweise „christlich“ gesinnt und genannt sein wollen. Selbst unter den Reformirten werden Vorschläge und Mahnungen für Cultus- und Kirchenverschönerung laut. Ist das etwa ein Beweis dafür, daß die verschiedenen Confessionen einer glücklichen Einheit entgegengehen, oder dafür, daß alle zusammen ihre Grundlage und ihr Bewußtsein und ihren Verstand verloren haben?

Sie wissen noch nicht, wofür Sie sich entscheiden sollen? Sie wissen nicht, sollen Sie zu meiner Darlegung den Kopf schütteln oder ihr Beifall nickn? — So sind Sie noch nicht hinlänglich fromm, weder kunst-fromm, noch christlich-fromm genug. Wir sind zurückkehrend bei den Franziscanern angelangt. Zu ihnen sollen Sie zur Selbstprüfung und Buße auf 24 Stunden bei Wasser und Brod hinein. Gute Nacht! —

A propos — Sie wissen doch, daß die frommen Väter Franziscaner das beste braune Bier in München brauen? . . .